

UDC 81'37

DOI <https://doi.org/10.32782/2522-4077-2023-205-1>

DER VOLKSNAME DEUTSCH UND DAS DEUTSCHE: DIACHRONISCH UND SYNCHRONISCH BETRACHTET

THE FOLK NAME GERMAN AND THE GERMAN: A DIACHRONIC AND SYNCHRONIC VIEW

Bilous O.M.,

orcid.org/0000-0002-9574-4402

*Prof. Dr. PhD des Lehrstuhls für Germanische Sprachen und Translation
der Nationalen Taras-Schewtschenko-Universität Kyjiw*

Brunner Richard,

orcid.org/0000-0003-1436-7404

Prof. Dr. habil des Humboldt-Studienzentrums der Universität Ulm

Bilous O.I.,

orcid.org/0000-0001-6762-3673

*Oberhochschullehrerin des Lehrstuhls für Deutsche Philologie
der Nationalen Linguistischen Universität Kyjiw*

Die Deutschen sind unter den Kulturnationen eine der wenigen, die eine ursprüngliche Sprache besitzen. Das heißt, dass sie ein aus eigenem Stamm hergeleitetes, lückenlos vererbtes Wortgut besitzen. Da die Geltung des Deutschen als Muttersprache nicht über das Siedlungsgebiet der Deutschen hinausreicht, konnten sich Sprachgemeinschaft und Volkszugehörigkeit eng verbinden. Ursprünglich besagt, dass eine niemals unterbrochene Entwicklung vom indogermanischen Wurzelgrund über das Germanische, durch Wechselwirkung verschiedener Stammessprachen und Mundarten (des Fränkischen, des Bairisch-Alemannischen, des Sächsischen), durch Verschmelzungen während der Ostsiedlung (im Thüringisch-Obersächsischen) zur neuhochdeutschen, von Martin LUTHER so sehr geförderten Schriftsprache stattgefunden hat. Vom 16. Jahrhundert an entwickelt sich aus einer niederdeutschen Mundart die niederländische Hochsprache, die im Afrikaans der Buren eine weitere Abzweigung erfuhr.

Im Gegensatz zu den meisten europäischen Sprachbezeichnungen besteht im Deutschen kein Zusammenhang zwischen einer Länder- oder Stammesbezeichnung und dem Sprachennamen (nach dem Muster England – Englisch, Frankreich – Französisch, Italien – Italienisch, Schweden – Schwedisch, Ukraine – Ukrainisch, Polen – Polnisch etc.). Erst seit dem 10. Jahrhundert bürgerte sich die Anwendung des Wortes **diutisc** auf die Bewohner des ostfränkischen Reichs, des späteren Deutschland ein. Die Übertragung von „**diutisc**“ aber auf Sprache, Land und Leute: „**Diutschin sprechin, Diutschin liute in Diutische lande**“ („Deutsch sprechen, Deutsche Leute in Deutschem Lande“) begegnen wir erst um 1090 im **Annolied**, dem ältesten poetischen Geschichtswerk in deutscher Sprache. In 878 Versen behandelt es Leben und Wirken ANNOS II., der von 1056 bis 1075 gegen den Willen der Kölner Patrizier Erzbischof der Stadt Köln war, von einem Mönch im Kloster Siegburg verfasst.

Schlüsselwörter: Sprachname, Volksname, Deutsch, Kulturnation, vererbtes Wortgut, indogermanischer Wurzelgrund, Stammessprache, Mundart, Länder- und Stammesbezeichnung.

Among the cultural nations, the Germans are one of the few that possess an original language. This means that they have a completely inherited vocabulary derived from their own tribe and without gaps. Since the validity of German as a mother tongue does not extend beyond the German settlement area, the language community and ethnicity could be closely linked. Originally, it is said that a never-interrupted development took place from the Indo-Germanic root via Germanic, through the interaction of various tribal languages and dialects (of Franconian, Bavarian-Alemannic, Saxon), through mergers during the Eastern settlement (in Thuringian-Upper Saxon) to the New High German written language so strongly promoted by Martin Luther. From the 16th century onwards, the Dutch high-level language developed from a Low German dialect, which was further diverged in the Afrikaans of the Boers.

Unlike most European language names, there is no connection in German between a country or tribe name and the language name (along the lines of England – English, France – French, Italy – Italian, Sweden – Swedish,

Ukraine – Ukrainian, Poland – Polish, etc.). It was not until the 10th century that the use of the word became widespread **diutisc** to the inhabitants of the Kingdom of the East Franks, the later Germany. The transfer of „**diutisc**“ but in terms of language, country and people: „**Diutschin sprechin, Diutschin liute in Diutische lande**“ („Speak German, German people in German land“) is only found around 1090 in the **Annolied**, the oldest poetic work of history in German. In 878 verses, it deals with the life and work of Anno II, who was archbishop of the city of Cologne from 1056 to 1075 against the will of the Cologne patricians, written by a monk in the Siegburg monastery.

Key word: Language name, folk name, German, cultural heritage, inherited vocabulary, Indo-Germanic root base, tribal language, dialect, country and tribal designation.

Einführende Bemerkungen. Nur im Deutschen ist der *Sprachname* älter als der Name für das Volk /*Relevanz*/. Der Begriff „*deutsch*“ geht auf das **Althochdeutsche** *diutisc* zurück, das sich ebenso wie das **westfränkische** Adjektiv *theodisk*, das aus dem 8. Jahrhundert in der **mittellateinischen** Form *theodiscus* belegt ist, aus der sich die **althochdeutsche** Wurzel *diot* (bzw. *theot*), mittelhochdeutsch „*diet*“ für *Volk* oder *Stamm* (etwa in den Personennamen *Dietmar, Dietrich* etc.) herleitet. Das Adjektiv *diutisc* oder *theodisk*, aus dem indogermanischen „*teuta*“, bedeutete also ursprünglich soviel wie *zum Volk gehörig* oder *die Sprache des Volkes sprechend*. Das Adjektiv *deutsch* ist ein Wort der Gelehrtensprache und in dieser Form zum ersten Mal belegt. Der Name „*deutsch*“ ist also eine gelehrte Bildung, eine Lehnübersetzung eines mittellateinischen Terminus *vulgaris*, lautlich korrigiert von älterer einheimischer Tradition, und er wird zunächst auf germanische Sprachen im Gegensatz zu romanischen (welschen) angewendet, später dann auch auf die deutsche, damals althochdeutsche Sprache eingeschränkt – „*deutsch*“ ist eigentlich ein übersetztes „*vulgaris*“ [5].

Im Gegensatz zu den meisten europäischen Sprachbezeichnungen besteht im Deutschen kein Zusammenhang zwischen einer Länder- oder Stammesbezeichnung und dem Sprachennamen (nach dem Muster England – Englisch, Frankreich – Französisch, Italien – Italienisch, Schweden – Schwedisch, Ukraine – Ukrainisch, Polen – Polnisch etc.). Erst seit dem 10. Jahrhundert bürgerte sich die Anwendung des Wortes *diutisc* auf die Bewohner des *ostfränkischen Reichs*, des späteren Deutschland ein. Die Übertragung von „*diutisc*“ aber auf Sprache, Land und Leute: „**Diutschin sprechin, Diutschin liute in Diutische lande**“ („Deutsch sprechen, Deutsche Leute in Deutschem Lande“) begegnen wir erst um 1090 im **Annolied**, dem ältesten poetischen Geschichtswerk in deutscher Sprache. In 878 Versen behandelt es Leben und Wirken ANNOS II, der von 1056 bis 1075 gegen den Willen der Kölner Patrizier Erzbischof der Stadt Köln war, von einem Mönch im Kloster Siegburg verfasst. Dieses neue sprachliche Zeichen für die sprachliche und politische Gemeinsamkeit war im Hinblick auf die sprachliche Gemeinsamkeit vorerst noch mehr ein Ziel als eine gemeindeutsche Realität. Es setzte sich nur zögernd durch und wird lange nur von Gelehrten verwendet. Seine Gültigkeit erhält ‚*deutsch*‘ erst um 1500 durch Kaiser MAXIMILIAN. Bei den Engländern heißt ‚*dutch*‘ holländisch.

Problemstellung. Die Deutschen sind unter den Kulturnationen eine der wenigen, die eine *ursprüngliche Sprache* besitzen /*Gegenstand*/. Das heißt, dass sie ein aus eigenem Stamm hergeleitetes, lückenlos vererbtes Wortgut besitzen. Da die Geltung des Deutschen als Muttersprache nicht über das Siedlungsgebiet der Deutschen hinausreicht, konnten sich Sprachgemeinschaft und Volkszugehörigkeit eng verbinden. *Ursprünglich* besagt, dass eine niemals unterbrochene Entwicklung vom indogermanischen Wurzelgrund über das Germanische, durch Wechselwirkung verschiedener Stammessprachen und Mundarten (des Fränkischen, des Bairisch-Alemannischen, des Sächsischen), durch Verschmelzungen während der Ostsiedlung (im Thüringisch-Obersächsischen) zur neuhochdeutschen, von Martin LUTHER so sehr geförderten Schriftsprache stattgefunden hat. Vom 16. Jahrhundert an entwickelt sich aus einer niederdeutschen Mundart die niederländische Hochsprache, die im Afrikaans der Buren eine weitere Abzweigung erfuhr.

Die Kulturpolitik Karls des Grossen (742–814), die *Karolingische Renaissance*, förderte die Verwendung des Ausdrucks „*diutisc*“, sodass er weitere Verbreitung und Anwendung fand. In der Frühen Neuzeit wurde der Ausdruck sehr oft als *teutsch* geschrieben, weil man eine – heute als falsch erkannte – Verbindung zum Germanentum der TEUTONEN annahm.

Eine der Ursachen für das Erkennen des Wertes der eigenen Sprache und Sitte war die Entdeckung der ‚*Germania*‘ des römischen Geschichtsschreibers TACITUS (~55–120), deren Niederschrift 1455 im Kloster Hersfeld gefunden wurde. Das Lob, das der Römer den Tugenden der Germanen zollt, bestärkte das erwartende völkische Selbstbewusstsein.

In der Zeit des 30-jährigen Krieges (1618–1648) war es die ‚fruchtbringende Gesellschaft‘, 1617 vom Fürsten Ludwig von Anhalt begründet, die sich um die Pflege deutscher Sprache und Dichtung verdient machte. Ihr gehören unter anderem Martin Opitz (1597–1639 – 1624 Buch von der teutschen Poeterey), Friedrich Logau (1604–1655 – bedeutender Epigrammatiker des deutschen Barock), Andreas Gryphius (1616–1664 – bedeutendster Barockdramatiker) und der Sprachkundler Justus Georg Schottel (1612–1676) an [7].

Zu Zeiten Johann Wolfgang Goethes – und nicht zuletzt durch ihn selbst – war die deutsche Sprache „auf einem so hohen Grad der Ausbildung gelangt“, dass der Meister bekennen konnte: „Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Stils in jedem Fache wuchs auch die Urteilsfähigkeit...“ [4, S. 47].

Das Vordringen der *Muttersprache*, Ausdruck und Folge der allgemeinen ökonomisch-gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung, ist für die nationalsprachliche Entwicklung vor allem in zweierlei Hinsicht bedeutsam gewesen: zum einen stärkte es das Ansehen der deutschen Sprache gegenüber dem Lateinischen, und zum anderen förderte es den Willen zu sprachlichem Ausgleich und sprachlicher Angleichung. Der einzelne Mensch wird durch den geistigen Besitz der Sprache geformt in einer Weise, dass sein geistiges Tun stärker durch das Weltbild der Muttersprache als durch seine Eigenpersönlichkeit bestimmt ist.

Das Wort *Muttersprache* selber ist kein sehr altes Wort, denn es fehlt sowohl dem Althochdeutschen als auch dem Mittelhochdeutschen. Erst in frühneuhochdeutscher Zeit, in der die gleichsam angeborene, von der Mutter zuerst gelehrt und übernommene Sprache ständig an Bedeutung und Wertschätzung gewann, wurde dieses so charakteristische Wort geprägt. Genau genommen handelt es sich nicht einmal um eine eigenständige Prägung des Hochdeutschen, sondern um eine Übernahme des niederdeutschen *modersprake*, das seit 1424 belegt ist. 1522 erschien es zum ersten Mal in hochdeutscher Lautung. Caspar Güthel, der Augustinermönch und Freund Martin Luthers, schreibt in einem Gesprächsbüchlein (1522): „*Rede deiner Mutter Sprache!*“, und drei Jahre später (1525) gebrauchte auch Martin Luther dieses Wort, indem er von der *rechten Muttersprache* redete. Damit dürfte Luther diese Bezeichnung endgültig in den deutschen Sprachschatz verankert haben. Ähnliche Wendungen begegnen auch in anderen Sprachgemeinschaften.

Relevanz der Untersuchung. Die Sprache ist die Messlatte für Kultur und Intelligenz. Der Wortschatz einer Sprache ist in der Tat eine reiche Quelle für die Kulturgeschichte des betreffenden Volkes. Das Wortgut einer Sprache ist vor allem eine Schatzkammer von Ideen, Gedanken und Begriffen. Diese Erkenntnis ließ auch die Brüder Grimm an die Schaffung eines deutschen Wörterbuches denken, das wegen seines bildenden Gehalts und seiner allgemeinen Bedeutung für das Volk zu einem wahren deutschen Hausbuch werden sollte. Der Plan ging in dieser Form leider nicht in Erfüllung, weil das Werk in zu großer Breite angelegt wurde.

Wilhelm von Humboldt (1767–1835) sagt als Sprachforscher und Philosoph im Hinblick auf die Leistung des deutschen Wortschatzes [6, Bd. 1, S. 182], dass der Mensch mit den Gegenständen so lebt, wie die Sprache sie ihm zuführt. Wer sich eingehender mit der französischen Sprache befasst, erkennt ihre Stärke in der psychologischen und begrifflichen Nuancierung, in der Erfassung künstlerischer Formgebung oder in der höflichen Umschreibung verletzender Tatbestände. Ähnliches gilt für das Englische auf dem Gebiet der Politik und des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Dagegen ist das Deutsche besonders reich entfaltet auf dem Felde des philosophischen und historischen Denkens.

KONFUZIUS schreibt: „Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht, wenn die Worte falsch sind, kommen die Werke nicht zustande. Darum Sorge der Edle, dass er seine Begriffe zu Taten machen kann. Der Edle duldet nicht, dass in seinen Worten Unordnung ist. Das ist es, worauf es ankommt“ [3, S. 15–16].

Unter deutscher Sprache im engeren Sinn versteht man die allgemeine deutsche Hochsprache oder Schriftsprache. Wesentlicher Teil der deutschen Sprache sind aber auch die Umgangssprache, die Mundarten, die landschaftlich geprägten Formen der Hochsprache und die Fachsprachen. Durch den ständigen Austausch sowie durch die gemeinsame Grundlage in der Sprachgeschichte und im grammatischen System bilden diese Sprachformen zusammen die Gesamtheit der deutschen Sprache. Daher können die Bereiche nicht scharf von einander getrennt werden. Die Mundarten, aus denen die Hochsprache hervorgegangen ist, liefern der Hochsprache immer neues Wortgut und tragen so zur Erweiterung des Wortschatzes und der Ausdrucksmittel bei, andererseits übernehmen sie von der Hochsprache besonders moderneres Wortgut. Die Fachsprachen dienen dazu, einem bestimmten Fachbereich den speziellen Wortschatz für genaue und eindeutige Terminologie zur Verfügung zu stellen. Aus Fachbereichen, die in der Allgemeinheit größere Bedeutung gewinnen, gelangen oft Wörter in die Allgemeinsprache, z. B. in der Gegenwart der Wortschatz der Psychologie und der Soziologie. Produktiv ist auch der Wortschatz der Sportsprache, der heute wieder in vielen anderen Bereichen, etwa in der Politik, in übertragener Bedeutung verwendet wird. Fachwörter, die in die Allgemeinsprache gelangt sind, ändern oft ihre Bedeutung, da hier keine so genaue Begriffsbestimmung mehr nötig ist. Zum Reichtum und zur Vielfalt der deutschen Sprache tragen auch die landschaftlichen Ausprägungen der Hochsprache bei. Hier lässt sich an der Aussprache, am Tonfall, an Besonderheiten der Grammatik, wie auch am Gebrauch von Wörtern, die nur in bestimmten Gegenden des deutschen Sprachraumes üblich oder verständlich sind, die Herkunft des Sprechers erkennen.

Das Deutsche wird heute von etwa 100–120 Mill. Menschen gesprochen (im Vergleich dazu das Englische von 250 Mill.), davon 87 Mill. als Muttersprache. Es zählt auch zu den wortreichsten Sprachen. Man schätzt heute den deutschen Wortschatz auf etwa 300.000–500.000 Wörter.

Der Innsbrucker Professor Johannes Erben gibt in seinem Werk „*Deutsche Grammatik. Ein Abriss*“ [2] den Bestand des deutschen Wortschatzes mit ungefähr 400.000 Wörtern an. Verben machen schätzungsweise ein Viertel, die Substantive mehr als zwei Viertel (50–60%), das Adjektiv und das Adverb fast ein Sechstel des Gesamtwortschatzes aus. Die Zahl der Präpositionen und Konjunktionen beläuft sich auf fast 200, die der Pronomen auf nicht einmal 100 Wörter. Der Durchschnittssprecher dürfte über einen Wortschatz von ca. 10.000 Wörtern verfügen, wobei zwischen aktivem und passivem (nur verstehenden) Gebrauch große Unterschiede bestehen; ein nicht geringer Teil der Bevölkerung kommt mit 1.000 bis 2.000 Wörtern aus.

Der deutsche Wortreichtum beruht vor allem auf den vielfältigen Möglichkeiten der Wortbildung, besonders der Bildung von Zusammensetzungen (Komposita). Die Zahl der Wörter ist um ein Vielfaches größer, wenn man die Mundarten und die Fachsprachen mit einbezieht. Allein der Wortschatz der Chemie wird auf 225.000, der der Elektrotechnik auf 50.000 geschätzt.

Sprache lässt sich nicht steuern. Sprache ist ein Produkt der unsichtbaren Hand. Nach der Statistik spricht ein Mensch durchschnittlich 20.000–25.000 Wörter pro Tag – Frauen mehr, sie reden im Durchschnitt 30 000 Wörter/Tag, Männer weniger, ~ 25.000/Tag. Der Grund ist nach Erkenntnissen der neurologischen Forschung, dass das weibliche Gehirn 11 Prozent mehr Nervenzellen hat als das männliche – besonders in jenen Arealen, die für Gefühle und Erinnerungen zuständig sind. Frauen haben quasi eine achtspurige Autobahn, um Gefühle zu entwickeln, Männer nur eine Landstraße.

Mit der Flut an Anglizismen und Amerikanismen entwickelt sich ein neuer Trend: immer öfter kürzen Jugendliche und Berufstätige englische Wörter ab. *Kids* schicken per *E-Mail* und *SMS* (*Short Message Service*) ein *2 l 8*, wenn sie „*too l-ate*“, also zu spät sind, oder *t2ul8r* für *talk to you later*; oder sie geben Shakespeare mit *2b or not 2b* (Sein oder Nichtsein) wieder. Die Bedeutung des Kürzels erschließt sich erst, wenn man es – englisch – ausspricht. Sie verabschieden sich mit einem **cu**, „*see you, mach's gut*.“ Vor allem im Bereich Marketing sind englische Abkürzungen gang und gäbe. Man redet nicht von Verkaufstheken, sondern vom *OTC-Bereich*; *OTC* bedeutet „*Over The Counter*“, „*Über den Ladentisch*“. Die Botschaft muss einfach kurz sein, ein „*Eye-Catcher*“. Dieses internationale Umgangssprachenenglisch entwickelt sich in einem rasanten Tempo und wird dabei still und

heimlich immer einfacher. Grammatische Feinheiten wie die Verb-Endung auf -s im Singular oder die Unterschiede zwischen *who*, *which* und *that* sind immer seltener zu hören. Und das schwierige *th* ist bereits flächendeckend einem *s* oder *d* gewichen. „Das ist very Denglisch!!“

Das zunehmende *SMS-Denken* führt gleichzeitig zu einer zunehmenden Denkfaulheit. Dieser Sprachverlust lässt die Beziehungen der Menschen veröden und erkalten. Immerhin geraten die Segnungen der allumfassenden Veranglisierung mitunter in Misskredit. Englische und amerikanische Werbetexte werden von deutschen Verbrauchern meist kaum oder völlig falsch verstanden. Den Vodafone-Slogan „*Make the most now*“, der zu deutsch etwa „*Mach das Beste aus dem Augenblick*“ kann nur jeder Dritte eigentlich korrekt übersetzen; die Anzeige des Urlaubsanbieters Centerparcs „*A State of Happiness*“ (Ein Zustand/Platz des Glücks) verstehen nur 13 Prozent richtig. Für die repräsentative Studie wurden ein Dutzend Werbeaussagen untersucht. Absolutes Schlusslicht war der Jaguar-Werbespruch „*Life by Georgous*“, das etwa „*Leben auf prächtig*“ heißen soll. Das hätten nur noch acht Prozent der Befragten korrekt übersetzen können. Manche der Probanden meinten sogar, der Spruch hieße „Leben in Georgien“. Das „*Fly Euro Shuttle*“ der Fluggesellschaft Air Berlin stürzte die meisten Adressaten in größte Verwirrung, schien es doch dazu aufzufordern, irgendwelche herumfliegenden Euromünzen zu schütteln. Die ins Englische verliebten Werbetexter haben bisweilen auch ihre Probleme. Sie werben schon einmal mit dem Begriff „*Body Bags*“ für *Rucksäcke*, nichts ahnend, dass „*Body Bags*“ im Englischen „*Leichensäcke*“ sind. Ob im Job, Fernsehen, Internet oder auf Plakatleinwänden – mit Deutschkenntnissen allein fällt die Teilnahme am Kommunikationskosmos in diesem Land zunehmend schwer.

Nun ist es weder Aufgabe der Werbung, Englisch zu lehren, noch Aufgabe der Kunden, zum Verständnis dieser Werbung Wörterbücher zu wälzen. Auf diese Weise schaden die Werbetreibenden weniger der deutschen Sprachkultur als vielmehr sich selbst. Die Muttersprache in der Werbung ist meistens wesentlich emotionaler und authentischer als das beste Englisch. Ein „*Ich liebe dich*“ kann viel eher eine Gänsehaut erzeugen als ein „*I love you*“, und Toyotas Werbespruch „*Nichts ist unmöglich*“ ist um Längen besser als der inhaltlich gleiche Spruch: „*Impossible is nothing*“ des Sportartikelherstellers Adidas.

Vermeintliche Internationalität künstlich durch Englisch zu erzeugen, geht „nach hinten“ los. Heute gibt es in fast jeder Stadt anstelle einer *Bäckerei* mindestens einen *Backshop*. Ein englischer Muttersprachler wird sich fragen, ob es sich dabei eher um einen Laden für seine Rückseite oder um einen Hinterhofladen handelt. Das ist natürlich weniger relevant, wenn es in der betreffenden Gemeinde kaum Engländer oder Amerikaner gibt. Aber dann könnten wir es doch einfach *Bäckerei* nennen – oder?

Englische Ausdrücke sind dann hilfreich und gut, wenn sie nicht gerade heiße Luft kaschieren sollen, sondern wenn sie uns helfen, Dinge einfacher und vielleicht auch eleganter darzustellen. Ein *Briefing* ist eben kürzer und konkreter als eine *Kurzanweisung*, aber ob ein *Meeting* in jedem Fall besser ist als ein *Treffen*, darf mit Recht bezweifelt werden. Englisch „*macht dann Sinn*“ – diese übrigens auch eine aus dem Englischen übernommene Grammatik: analog zu „*to make sense*“ –, wenn es keine treffenden und vergleichbar kompakten deutschen Begriffe gibt. Das betrifft insbesondere Dinge, die aus der englischsprachigen Welt zu uns kommen, wie der Link im Internet, der kürzer ist als die Verknüpfung, oder Wörter wie *nonstop*, die einfacher von der Zunge gehen als: *ununterbrochen*.

Allerdings ist Englisch nicht immer kürzer und kompakter: Am Frankfurter Flughafen findet man zum Beispiel zweisprachige Hinweisschilder, die in Deutsch den Weg zum Fernbahnhof anzeigen und das in Englisch mit *Long Distance Railway Station* beschreiben. Englisch ist auch nicht immer smarter als Deutsch. Der Titel der Männerzeitschrift „*Mens' Health*“ klingt in vielen deutschen Ohren eher nach Halskrankheit; und das neulich in einem auf amerikanisch getrimmten Steakhaus in Hamburg entgegengenommene „*enjoy your meal*“ klingt künstlich gegenüber einem herzlichen „*guten Appetit*“.

Damit Englisch nicht zum Flopp wird, sollte man dort, wo gute deutsche Vokabeln existieren, diese auch nutzen: also nicht *voten*, sondern *wählen*, nicht *phonen*, sondern *anrufen* und auch nicht *meetten*, sondern *treffen*. Da gehen andere deutschsprachige Länder selbstbewusster mit der eigenen Muttersprache um. So heißt es am Flughafen Zürich *einsteigen* statt *boarden* auf den Anzeigetafeln und man erhält auch eine *Einsteigekarte* statt einer *Boardingcard*, die auf deutschen Flughäfen üblich ist.

Von gesetzlich vorgeschriebenen Sprachregeln wie in Frankreich, wo in der publizierten Kommunikation der *Computer ordinateur* heißen muss, ist allerdings dringend abzuraten. Wird dadurch doch die freie Entwicklung einer Sprache blockiert. Kulturpessimisten, die uns allen in der nächsten Generation nur noch eine Art *Pidgin-Denglisch* als Muttersprache prognostizieren, sei gesagt, dass es auch Selbstheilungskräfte des Sprachmarktes gibt. Wenn alle in Englisch werben, bietet beispielsweise deutsch wieder die Chance zur Differenzierung.

Deshalb sollten wir etwas gelassener mit dem *Thema Anglizismen* umgehen!

Wer sich unbedingt *meetten* will, soll das weiterhin tun. Und wir haben uns auch schon so an unsere *Airbags* im Auto gewöhnt, dass wir sie nur ungern gegen *Luftsäcke* austauschen möchte. Ebenso wie wir unser *Internet* nicht gegen ein *Weltnetz* tauschen und unsere *Lotion* nicht durch eine *Tinktur* ersetzt wissen möchten. Ein paar schöne Anglizismen lassen sich ganz *okay* finden. Womit wir übrigens bei einem schönen Beispiel für einen Sprachkreislauf wären: Wissen Sie, woher der Ausdruck *okay* stammt? Er beruht auf dem Kürzel *o. k.*, das die vornehmlich deutschen Drucker in den USA auf ihre Druckfahnen schrieben, wenn diese „ohne Korrektur“ – also in Ordnung waren.

Inzwischen sind schon Gegenbewegungen (das *Rollback* nach dem *Feedback*) zu beobachten, beispielsweise beim Parfümeriefilialisten Douglas, der vom rätselhaften „*come in and find out*“ zum herrlich biedereren „*Douglas macht das Leben schöner*“ zurückfand. Auch die Kaffeehauskette „Balzac coffee“, deren Angebot mit Getränken wie „*Apple Cinnamon Latte*“ es bereits zu einer Herausforderung macht, einen ganz gewöhnlichen Kaffee („*Housecoffee*“) ohne Milch-, Schokoladen- und Aromastoffzugaben zu bestellen, lässt das Deutsche zumindest einmal in althergebrachter Form zu seinem Recht kommen: im „*frisch gepressten Orangensaft*“, der freilich in den Portionierungen „*small*“ und „*large*“ gereicht wird.

In dem Maße, in dem sich diese Kommunikationssprache vom klassischen *British English* entfernt, entsteht tatsächlich eine neue und diesmal nahezu globale *Lingua franca*. Letztere Bezeichnung geht auf eine vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert im südlichen und östlichen Mittelmeerraum verbreiteter Handelssprache zurück. Die Basis war romanisch, garniert mit arabischen, türkischen, persischen, griechischen und slawischen Einflüssen. Die *Lingua franca* wurde gesprochen, schriftliche Zeugnisse gibt es kaum.

Muttersprachler haben große Probleme, das *Kauderwelsch¹-Englisch* zu verstehen. Angesichts dessen ist es nun wirklich kein Spaß, ein Weltsprachler zu sein.

Ein Volk, das seinen Kindern zum Geburtstag „*Happy birthday to you*“ vorsingt, zuvor bei der Hochzeit (auch danach) ein „*Just married*“ an den Hochzeitswagen schreibt und schließlich beim Verbrennen im Krematorium „*Time to say goodbye*“ erklingen lässt, dem ist nicht mehr zu helfen. Er hat die Zivilisation der anderen übernommen, seine eigene Kultur verraten und vergessen.

Sprache ist die Summe aller Wörter, der gesprochenen und der geschriebenen. Veränderungen in der Sprache entstehen wie ein Trampelpfad auf einer Wiese – ganz unbedacht wählt jemand einen neuen, oft kürzeren Weg; nach und nach folgen die anderen dieser Abkürzung, bis schließlich der neue den älteren Pfad ersetzt.

Jede Sprache wandelt sich, wenn auch zum Teil unbemerkt von den Sprechern, ununterbrochen und kümmert sich nicht um die *Duden-Grammatik* oder ein anderes Deutsches Wörterbuch. Wendungen, die heute als falsch eingestuft werden, gelten morgen als verzeihliche Sünden und übermorgen

¹ **Kauderwelsch:** Ursprünglich Bezeichnung für die schwerverständliche Sprache der Rätoromanen aus dem Rheintal bei Chur. *Chur* hieß um 1000 n. Chr. auf tirolerisch *Kauer*; *welsch* bedeutet ‚romanisch‘. Aus *Kaurerwelsch* entwickelt sich durch Dissimilation *Kauderwelsch*, das eigentlich <Churromanisch> bedeutet.

als „normal“. Sprachen werden nicht erfunden, sondern sie entwickeln sich. Sprachwandel wird von „*unsichtbarer Hand*“ gelenkt. Die Gründe dafür sind so verschieden und verwickelt wie das persönliche Leben ihrer Sprecher: Kontakt mit Fremden, Zweisprachigkeit, Verdrängung und Überlagerung, geschriebene Sprache, das Lautsystem selbst, das immer nach Symmetrie strebt, und vieles mehr.

Im Laufe der Geschichte haben die Deutschen vor allem Begriffe aus dem Lateinischen, Griechischen und Französischem übernommen und eingedeutscht. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts beeinflusst nun das Englische die deutsche Sprache, seit dem Zweiten Weltkrieg ist es zur bedeutendsten Quellsprache zunächst im Westen und nun auch im Osten des Landes geworden. Ein Hauptgrund für den Sprachwandel in den letzten 200 Jahren war die beispiellose Verstädterung. Im Zuge der Industrialisierung erfuhr Deutschland im 19. Jahrhundert eine regelrechte „Landflucht“. Auf der Suche nach Arbeit zog ein Großteil der Bevölkerung in die rasant wachsenden Städte und neuen Industriezentren. Die dritte Welt erlebt heute eine ähnliche urbane Revolution, die nicht nur Sprachen, sondern ganze Sprachfamilien auslöscht. Die Umkehrung der traditionellen Siedlungsformen führt zu unzähligen sprachlichen Umwälzungen, ein Einschnitt, der Dialekte einebnen und sogar ganze Sprachen ersetzt.

Es gibt ungefähr 6432 Einzelsprachen dieser Welt. Genau genommen sind Sprachen nicht zählbar. In der Sprachwissenschaft spricht man von „Historischen Einzelsprachen“; 273 davon werden von einer Million Menschen und mehr gesprochen. Dazu kommen noch einmal mehr als 40.000 regionale Sprachgruppen. Allein auf Neuguinea sind zurzeit 1073 unterschiedliche Sprachen verbreitet. Schon in hundert Jahren, so schätzt Martin Haspelmath vom Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, wird die kulturelle Globalisierung allenfalls 2.000 dieser Wortwelten übrig gelassen haben. Bis zu 80 Prozent der Sprachen dieser Welt sind im Verlauf des 21. Jahrhunderts vom Aussterben bedroht; pro Jahr sterben weltweit mindestens 50 Sprachen. Trifft das auch die deutsche? Dennoch darf es keine Gesetze geben, die dem Einzelnen den Gebrauch einer bestimmten Art von Sprache vorschreiben. Das Individuum kann an der Sprache der anderen nichts ändern. Egal, ob mit oder ohne Fremdwörter – wichtig sei vor allem, dass der Redner von seinem Zuhörer verstanden werde. Nur wenn eine Information erfolgreich weitergegeben wird, handelt es sich um Kommunikation [1, S. 51].

„Es ginge dem Genitiv prächtig, wäre die Gesellschaft seiner bloß mächtig!“ Nein, diesen Stoßseufzer reimte kein namhafter Literat oder Sprachkritiker, sondern irgendwer im Internet, dem Genitiv und Dativ offenbar nicht einerlei sind. Das scheint bei vielen Menschen, die öffentlich reden oder schreiben, anders zu sein. Ungeniert formulieren sie lautlos: *Wir kennen die Sorgen der Menschen und nehmen uns ihnen (statt ihrer) an (oder werden ihnen (statt ihrer) Herr)*. Auch *beschuldigen, anklagen* und *gedenken* erhalten immer seltener das ihnen zustehende Genitivobjekt, von *besinnen* oder *harren* gleich zu schweigen.

Ob beim Sprechen oder Schreiben, wir differenzieren immer seltener. Der Konjunktiv verschwindet, das Präteritum wird zunehmend durch das Perfekt ersetzt, Adverbien werden wie Adjektive gebraucht und schließlich so akzeptiert (*teilweise, insgeheim*). Starke Verbformen gehen verloren. Heute sagt fast jeder *glimmte* statt *glomm*, *haute* statt *hie*. Wer weiß noch, dass *backen* ursprünglich ein starkes Verb war? Das Präteritum *buk* ist längst veraltet, allein üblich ist *backte*. Und wie steht es mit *frug*? Im 19. Jahrhundert genoss die starke Flexion zumindest beim aufstrebenden Bürgertum Vorrang vor dem schwachen *fragte*. Sie war damals auch in der Literatur verbreitet. Dennoch: Ist *fragen* von Haus aus ein starkes oder ein schwaches Verb?

Die Regel ist einfach, scheint aber trotzdem schwer verständlich zu sein. Anders lässt sich nicht erklären, warum auch sprachkompetente Leute gerade diesen Fehler machen. Es handelt sich um das Verb *hängen*, das heute je nach Bedeutung stark (unregelmäßig) oder schwach (regelmäßig) flektiert wird. Das ist allerdings im Präsens nicht zu merken. Da ist völlig korrekt: „*Das Bild hängt an der Wand*“ und! „*Sie hängt das Bild an die Wand*“. Erst bei den Vergangenheitsformen muss man wissen und unterscheiden, worum es geht. Was also war mit dem Bild? Ein anderes Beispiel: „*Hätte er seinen Mantel an die Garderobe gehängt oder gehangen?*“ Eine Diskussion erübrigt sich, denn die Regeln sind eindeutig: Die starken Formen gelten immer dann, wenn *hängen* kein Akkusativobjekt bei sich haben kann.

Das Interesse der heute lebenden Menschen an der Sprache ist offenkundig. Der Erfolg von Bastian Sicks Buch: „*Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*“ [8] zeigt an, wie aufmerksam die Menschen auf Sprachphänomene reagieren und wie sehr sie sich wünschen, das Vorgefundene in „falsch“ und „richtig“ zu scheiden.

Wer verleugnet schon gern, dass er die lateinische Herkunft vieler Lehnwörter kennt? Bis vor einigen Jahren war er mit diesem Wissen fein dran, denn es half ihm, Fehler bei der rechten Schreibung zu vermeiden. Wer heute normgerecht schreiben will (oder muss), ist damit nicht immer auf der sicheren Seite. Gilt das auch für das von Potenz abgeleitete Adjektiv?

Es bemerken auch Nicht-Philologen, dass die Sprache unsere Auffassung von der Wirklichkeit prägt, umprägt, dass „Sprachregelungen“ politische Konsequenzen haben können, dass sich *autoritäre* und *liberale* Gesellschaften auch in der Sprechweise unterscheiden.

Die heutige junge Generation (insbesondere in der Ukraine) weiß nun wie die ältere/bejahrte, wie die Sprache in Krieg, Mitleidenschaft gezogen werden kann von Diktatoren (wie Putin und diesem Raschisten ähnlichen!), Ideologen, falschen Autoritäten und Unmenschlichkeit.

Sammelbände und Zeitschriften sind erschienen und erscheinen mit Titeln wie „*Sprache und Wissenschaft*“, „*Die Sprache*“, „*Die Sprache im technischen Zeitalter*“ „*Die Sprache in einer globalisierten Welt*“ und heutzutage (zum größten Bedauern) „*Die Sprache in Kriegszeiten*“ ... Im Erscheinen solcher Forschungen wird Aktualität deutlich.

Forschungsergebnisse. Zu der Erkenntnis, dass Sprache sich wandelt, gesellt sich das Wissen, dass dieser Wandel auch als zielgerichtet aufgefasst werden kann, man also nicht nur vor Veränderungen stehe, sondern vor einer Entwicklung. Mit dieser evolutionistischen Betrachtungsweise der Sprache gehen Wertungen Hand in Hand: Die einen legen den Finger auf Einebnungen im Vokalismus, auf den Verlust von Formen und klanglicher Schönheit und prognostizieren Verfall und Untergang; die anderen glauben, dass die Sprache an Reichtum und Ausdruckskraft gewonnen habe und sich, gewiesen von dem in ihr waltenden Geist, vervollkommne.

Die deutsche Hochsprache, als Historische Einzelsprache, war im 20. Jahrhundert im Wesentlichen eine geschriebene Sprache, gesprochen aber wurde Mundart. Im 21. Jahrhundert ist diese Sprache auch eine gesprochene Sprache geworden. Sie hat heute zwei Existenzweisen, eine *geschriebene* und eine *gesprochene*, die man unter dem Begriff *Standardsprache* zusammenfasst. Sie ist durch ein kodifiziertes Regelwerk standardisiert und in der Schrift festgelegt und wird in der Schule gelehrt. „Wir sollten uns bewusst sein, dass die deutsche Standardsprache eine auf schriftlicher Ebene aus verschiedenen Dialekten etwa seit dem 15. Jahrhundert auf schwierigen Wegen geschaffene labile Einheitssprache ist“ (Prof. Dr. Albert Greule /*Universität Regensburg*), beim Sprachforum der Hanns-Seidel-Stiftung München 2006). Nach 1945 hat sich die *Hochsprache* infolge eines wachsenden Desinteresses und der Unfähigkeit zum korrekten Gebrauch in Wort und Schrift weit gegenüber der kleinräumigen, regional geprägten *Stil niedrigen Umgangssprache* geöffnet.

Die Beziehungen der deutschen Sprache zu den Nachbarsprachen sind durch die große Neigung des Deutschen gekennzeichnet, fremdes Wortgut aufzunehmen. Solche Übernahmen als Lehnwörter und Fremdwörter bezeichnet, findet man seit den Anfängen. Zu manchen Zeiten wucherten aber die Fremdwörter sehr stark, sodass als Gegenbewegung die Forderung nach „Reinheit der Sprache“ erhoben wird. Die Diskussion um die vermehrt gebrauchten Anglizismen und Amerikanismen ist bis heute ein Hauptproblem der deutschen Sprachpflege geblieben. Das Deutsche hat aber nicht nur einseitig fremdes Gut aufgenommen, sondern – wenn auch in geringerem Maße – eigene Wörter an andere Sprachen geliefert.

Als die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm 1839 begannen, den Bestand der deutschen Sprache und ihre Entwicklung seit dem Mittelalter zu erfassen, da ahnten sie nicht, dass 132 Jahre emsiger Arbeit nötig sein würden, das Werk abzuschließen. Statt der geplanten **sieben Bände** wurden es **32** mit etwa **66.000 Spalten**. Längst sind die frühen Bände ergänzungs- und überarbeitungsbedürftig; der Sprachwandel erzwingt die Weiterarbeit...

Literaturverzeichnis:

1. Brunner R., Brunner A., Bilous O. Deutsch und seine didaktische Anziehungskraft. *Linguistische Treffen in Wroclaw*. Wroclaw-Dresde : Neisse Verlag, 2019. Vol. 15. S. 49–58.
2. Erben J. Deutsche Grammatik. Ein Abriss. Max Hueber Verlag, 1996. 392 S.
3. van Ess H. Chinesische Philosophie. Von Konfuzius bis zur Gegenwart. Verlag C.H. Beck oHG. München, 2021. 128 S.
4. von Goethe J.W. Schriften zur Welt Literatur. Frankfurt am Main : Insel-Verlag, 1987. 355 S.
5. Grimm J., Grimm W. Deutsches Wörterbuch. Leipzig, 1854. Bd. 1. 961 S.
6. von Humboldt W. Werke in fünf Bänden. Studienausgabe, Darmstadt, 2002.
7. Opitz M. Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Stuttgart, 1968–1989. Bd 1–4.
8. von Sick B. Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod: Folge 1 Taschenbuch. Kiepenheuer & Witsch GmbH, 2004. 240 S.